

(Vorlesung folgt.)

Seitens ein Verhältnis unterstellt, andererseits in einem ...

Gemeiner Heberfall.

h. Senken, 8. Jan. Mehrere bei beschäftigte aus- ...

Am Sünden und Ähren reichlich belohnungslos

h. Senken, 8. Jan. Der Aufbruch der Mitarbeiter ...

h. Senken, 8. Jan. Der Aufbruch der Mitarbeiter ...

h. Senken, 8. Jan. In einer arken Blut- ...

Die Beerdigung der fünf Opfer des Duisburger Gasunglücks.

h. Duisburg, 8. Jan. Unter großer Teilnahme ...

Die Geldscheine unter der Presse.

h. Düsseldorf, 8. Jan. Zwei gefundene Betrüger wurden ...

Großfeuer bei den Mannsfecht- Werken.

h. Troisdorf, 8. Jan. Wie die Blätter melden, ent- ...

gebäude der Mannsfechtwerke, Abteilung Mannsfechtwerke ...

Die Untersuchung der Brand in Köln.

h. Köln, 8. Jan. Die Kriminalpolizei bemüht sich, größtenteils ...

Maskierte Räuber.

h. Köln, 8. Jan. Am Samstagabend der Geldfälschung ...

Der Einbruch in die Cadolzburg.

Die Räuber „bedauern“.

h. Jülich, 8. Jan. Heute vormittag begann vor dem ...

h. Jülich, 8. Jan. Heute vormittag begann vor dem ...

h. Jülich, 8. Jan. Heute vormittag begann vor dem ...

Schülerstreik an der Hamburger Maschinenbauschule.

h. Hamburg, 8. Jan. (Telegr.) Ein erheblicher Teil ...

Kinderdorm?

h. Schöneberg a. d. Elbe, 8. Jan. (Telegr.) Heute ...

h. Senken, 8. Jan. Mehrere bei beschäftigte aus- ...

Ein zwölfjähriger Mörder.

h. Nürnberg, 8. Jan. (Telegr.) Der neunjährige ...

Explosion im Eisenwerk Tafel.

h. Nürnberg, 8. Jan. (Telegr.) In einer der großen ...

Schneeverwehungen in Schlesien.

h. Breslau, 8. Jan. (Telegr.) An der Oder sind in ...

Städtisches Flugzeug in Polen abgeführt.

h. Warschau, 8. Jan. (Telegr.) Im Kreis Slonim ...

Strassenbahnunglück in Leipzig.

h. Leipzig, 8. Jan. (Telegr.) Heute vormittag ...

Spion Lombour vor dem Reichsgericht.

h. Leipzig, 8. Jan. (Telegr.) Vor dem vierten Straf- ...

Ins Meer gestürzt.

h. Nizza, 8. Jan. (Telegr.) Heute nachmittag ...

Pulverfabrik in die Luft geschoßen.

h. Gent, 8. Jan. (Telegr.) Eine ungeheure ...

Stürme in Norwegen.

h. Oslo, 8. Jan. (Telegr.) Die Räte von Fin- ...

Der Vulkanausbruch in Chile.

h. Santiago de Chile, 8. Jan. (Telegr.) Die loco- ...

Zwei Knaben vom Vater ausgeführt.

h. Pölla, 8. Jan. (Telegr.) Auf der Landstraße ...

Handel • Gewerbe • Industrie

Rhein-Westf. Stahl- u. Walzwerke A.G. in Gelsenkirchen.

h. Das Geldgeschäft 1927/28 erbrachte einen Gewinn ...

Anteile der Stadt Bochum.

h. Bochum, 8. Jan. Wie der Amst. Bruch. Presse ...

Börsenberichte.

h. Berlin, 8. Jan. (Telegr.) Die Börse eröffnete ...

Warenmärkte.

h. Berlin, 8. Jan. (Telegr.) An der heutigen Börse ...

Warenmärkte.

h. Berlin, 8. Jan. (Telegr.) An der heutigen Börse ...

Warenmärkte.

h. Berlin, 8. Jan. (Telegr.) An der heutigen Börse ...

Warenmärkte.

h. Berlin, 8. Jan. (Telegr.) An der heutigen Börse ...

Warenmärkte.

h. Berlin, 8. Jan. (Telegr.) An der heutigen Börse ...

Die kommunale Anleihewirtschaft 1928.

237,4 Mill. RM. Auslandsanleihen. — 213,75 Mill. RM. inländische Stadtanleihen. — 450 Mill. RM. Kommunalobligationen.

Für die deutsche Kommunalwirtschaft war das vergangene Jahr in finanzieller Hinsicht mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Der sich immer dringender gestaltende Kreditbedarf der Städte konnte auf dem Kapitalmarkt nur zu einem geringen Teil befriedigt werden, obwohl die Kommunen, den verbleibenden Kapitalmarktverhältnissen im Inlande und Auslande Rechnung tragend, sich zu weitgehenden Zinsanleihen bereitgefunden haben. Der Kapitalbedarf im Auslande waren, soweit sie auf regulären Wegen erfolgte, durch die Überwachungsstätigkeit der Beratungsstelle beim Reichsfinanzministerium enge Grenzen gezogen.

Mit Genehmigung der Beratungsstelle sind im vergangenen Jahre zwei kommunale Sammelanleihen im Auslande ausgenommen worden, nämlich 17,5 Mill. Dollar durch den Deutschen Sparkassen- und Giroverband und 13 Mill. Schweizer Franken durch die Badische Girozentrale. Ferner haben ebenfalls im Einverständnis mit der Beratungsstelle fünf Städte Einzelanleihen im Auslande untergebracht, und zwar Berlin 15 Mill. Dollar, Frankfurt a. M. 6,25 Mill. Dollar, München 1,25 Mill. Pfund Sterling, Köln 1,15 Mill. Pfund Sterling und Konstanz 3 Mill. Schweizer Franken. Unter Umgehung der Beratungsstelle sind außerdem Schuldverschreibungen der Stadt Karlsruhe im Betrage von 2 Mill. RM. und der Stadt Köln im Betrage von 3 Mill. RM. in Holland öffentlich zur Zeichnung angeboten worden.

Der Gesamtbetrag der zugunsten der Kommunalwirtschaft im Jahre 1928 ausgenommenen Auslandsanleihen beläuft sich demnach auf nominal 237,4 Mill. RM.

Der Emissionswert dieser Anleihen betrug 226,6 Mill. RM., was einem durchschnittlichen Emissionskurs von etwas über 95,4 Prozent entspricht bei einer durchschnittlichen Nominalverzinsung von 6,12 Prozent und einer durchschnittlichen Laufzeit der Anleihen von 24,5 Jahren. Der effektive Erlös, der den Anleihegebern aus diesen Auslandsanleihen nach Abzug aller Unkosten zugeflossen ist, dürfte kaum 210 Mill. RM. übersteigen.

Die Kapitalbedürfnisse im Inlande war im vergangenen Jahre trotz der unbedingten Aufnahmebereitschaft des deutschen Kapitalmarktes etwas erheblich. Insgesamt sind 1928 im Inlande 26 Einzelanleihen deutscher Städte in Höhe von zusammen 213,75 Mill. RM. zur Zeichnung aufgelegt worden.

Darunter beantragten, um nur die grössten Emissionen zu nennen, die Stadt Berlin 25 Millionen RM., Breslau 21 Millionen RM. (zwei Emissionen), Frankfurt a. M. 20 Millionen RM., München 16 Millionen RM., Dresden 15 Millionen RM., Leipzig und Nürnberg je 10 Millionen RM., Königsberg 10 Millionen RM., Elberfeld 7,5 Millionen RM., Duisburg 7 Millionen RM., Magdeburg, Mainz, Solingen, Wiesbaden und Gelsenkirchen je 6 Millionen RM., Jena 5,25 Millionen RM. und Stuttgart, Augsburg, Heidelberg und Dortmund je 5 Millionen RM.

Der Emissionswert dieser 12 öffentlichen Inlandsanleihen betrug 204,12 Millionen RM., woraus sich ein Durchschnitts-Emissionskurs von etwa 95,5 Prozent ergibt, während die Nominalverzinsung im Durchschnitt 6,64 Prozent betrug.

Berücksichtigt man, daß die Laufzeit der neuen Inlandsanleihen bedeutend länger ist als die der Auslandsanleihen (90 Millionen RM. entfielen allein auf drei- und fünfjährige Schatzanweisungen, zum Teil mit günstigen Optionen auf siebenprozentige langfristige Anleihen), so wird man erkennen, daß die Kreditbedürfnisse im Inlande den Städten erheblich teurer zu stehen kommt als die Aufnahme von Auslandsanleihen.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist dabei die Tatsache, daß die Auslandsanleihen im Gegensatz zu den Inlandsanleihen von der Kapitalertragssteuer befreit werden.

Außer diesen Einzelanleihen ist der Kommunalwirtschaft inländische Anleihekapital aus dem Abzug von Kommunalobligationen der Hypothekendarlehen und öffentlich-rechtlichen Kreditanstalten zugeflossen.

Der gesamte Abzug solcher Kommunalobligationen belief sich einschließlich der Emissionen des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes im vergangenen Jahre auf etwa 450 Millionen RM., so daß die Anleiheaufnahme der Kommunen im Inlande für 1928 mit etwas über 660 Millionen RM. zu veranschlagen ist.

Es muß allerdings berücksichtigt werden, daß das Ausland sich im abgelaufenen Jahre gewissermaßen ordentlich regte an der Zeichnung deutscher Inlandsanleihen beteiligt hat. Besondere Vorliebe erzeigten sich namentlich in Holland die Emissionen städtischer Schatzanweisungen, die eigentlich zu einem sehr beträchtlichen Prozentsatz als „Auslandsanleihen“ klassifiziert werden mußten.

Über 2 1/2 Milliarden kommunale Wohlfahrtslasten.

Je Kopf der Bevölkerung 25 RM. Zuschußbedarf.

Die soeben vom Statistischen Reichsamt veröffentlichte Finanzstatistik der Gemeinden und Gemeindeverbände stellt gegenüber der Vorjahreszeit ein außerordentliches Anwachsen der öffentlichen Lasten für die Wohlfahrtspflege fest. Die Statistik des Statistischen Reichsamtes stellt die Ausgaben und den Zuschußbedarf der Gemeinden und Gemeindeverbände von 1913/14 und 1925/26 gegenüber.

Danach stiegen die kommunalen Ausgaben für wirtschaftliche Fürsorge auf den Gebieten der Arbeitslosenunterstützung, d. h. für Arme, Kriegsgeldbesitzer, Kriegsrentenempfänger, Sozial-, Kleinrenten usw. von 206 Millionen RM. auf 855,5 Millionen RM. der Zuschußbedarf stieg von 158 Millionen RM. auf 715,6 Millionen RM. In der Jugendwohlfahrt, dem Gesundheitswesen und bei den Lebensversicherungen stiegen die Ausgaben, obwohl hier bestimmte Deckung aus Versicherungsbeiträgen bei den Krankenkassen vorlag, von 302 Millionen RM. auf 597 Millionen RM. und der Zuschußbedarf von 125 Millionen RM. auf 254 Millionen RM.

In der Erwerbslosenunterstützung erhöht sich die Ausgaben von 3 Millionen RM. auf 168 Millionen RM. Im Wohnungswesen wuchsen die Ausgaben von rund 20 Millionen RM. auf 721,6 Millionen RM. und der Zuschußbedarf von 2,5 Millionen RM. auf 450,6 Millionen RM.

Insgesamt stiegen im Rechnungsjahr 1925/26 gegenüber dem Rechnungsjahr 1913/14 die Wohlfahrtsausgaben der Gemeinden und Gemeindeverbände mit 2,34 Milliarden RM. um 1,8 Milliarden RM.; der Zuschußbedarf erhöhte sich mit 1,53 Milliarden RM. um 1,25 Milliarden RM. Auf keinem anderen Gebiete der kommunalen Verwaltung ist eine derartige überprozentuale Steigerung der Ausgaben und überprozentuale Steigerung der Zuschußbedürfnisse erforderlich geworden. Der Anteil der gesamten Wohlfahrtslasten am Zuschußbedarf der Gemeinden überstieg am 1.4.1926 um 16,4 Prozent in der Vorjahreszeit auf 40,2 Prozent in der Nachkriegszeit.

Das Opfer der Gerhilde Wybrands

Der Roman einer Liebe. Von Erich Freisen.

(35. Fortsetzung.)

Rolf hätte sich im Moment verkehrt. Für sich selbst und für Michèle. Was hat der Baron nur ein? Was es wieder eine ihrer bekannten Anreden, ohne die sie nicht existieren zu können schien? Oder hätte er wirklich die junge Gerhilde mehr ausgeteilt, als für ihn, selbst als Gattin, zulässig war, wenn er seine ersten Absichten damit verband? Gewiß — er war sich bewußt, daß ihr musikalisches Talent ihn mächtig fesselte. Aber ihre Person —?

Rolf hinterfragte war kein Flatterhaas, kein Don Juan, kein eifriger Liebhaber, der einen Mädel den Kopf verdreht, um es dann beiseite zu schieben. Selbst früher, als er noch nicht der gereifte Mann war, lag ihm jede spielende „Eroberungslust“ fern. Und jetzt erst recht, da er durch seine Liebe zu Gerhilde Wybrands, durch die Tragik seiner Heirat, die gar keine wirkliche Ehe gewesen war, sowie durch die Nachricht von dem Tode der Geliebten, zum erstenmal vertrieben worden war.

Immerhin — als Ehrenmann ging ihm die Sache mit Michèle durch den Kopf. Wenn er wirklich unabhängig dem Mädchen Hoffnungen gemacht hätte —?

Rolf ganz mit seinen unheimlichen Gedanken beschäftigt, hörte er leise an der Tür pochen.

Dolores war es, die Violine in der Hand. „Soll ich Ihnen wieder etwas vorspielen, Mitter Händchen? Ich höre erregte Stimmen und sah die Baronin aus dem Zimmer flüchten. Dachte, vielleicht hat es Ärger gegeben. Und Sie brauchen eine kleine Beruhigung. Soll ich spielen?“

„Hätten Sie mich haben können, wenn nicht jene Tote —“

„Ich weiß nicht.“

„Aber ich weiß es. Nein! Und nochmals nein! Auch Ihr Herz würde sich einem andern Mädchen zuwenden — einem Mädchen mit hübschem Gesicht, mit schlanter Gestalt, mit allem, was der Mann liebt. Ich mag Sie und will Sie, aber Sie sind zu alt. Ich gebe frei und offen zu: als ich Sie zum erstenmal sah, da wurde ich für einen Augenblick schwach und in meinem Bilde, nicht zu heiraten. Dann ist mir aufgefallen, daß Sie ein wenig älter sind, als ich möchte. Und ich rief meine musikalische Seele zu Hilfe. Damit Sie mich baldigst kennen lernen sollte. Aber Ihr Herz war dem meinen verschlossen — auch ohne die Tote zwischen uns.“

Immer lebhafter, immer leidenschaftlicher klangen die Worte von den Lippen des heiß erregten Mädchens. Ihre Wangen brannten, ihre Augen flitzten. Das Blut ihrer Kehle war in ihr Erwauch und floss sich für Momente nicht bändig.

Rolf war tief erschüttert. Er fühlte, dieses leidenschaftliche Mädchen barg einen Vulkan in sich, dessen Glut bisher nur durch ihren eifrigen Willen nicht zum Ausbruch gekommen war.

Und er dachte, was die nächsten Minuten bringen würden.

Beruhigend legte er die Hand auf ihren Arm.

„Michèle, Michèle — liebe Michèle — ich sagte Ihnen schon: mein Herz gehört einer Toten. Und mich will immer noch gehören. Aber ich möchte Sie — ich bewundere Ihr Genie.“

„Bewundern!“ rief sie bitter aufsteigend ein und trampelte die Hände ineinander. „Bewundern! Ich will keine Bewunderung und auch kein Mitleid!“

„Ich würde mich glücklich schätzen, von Ihnen als Freund betrachtet zu werden — als wahrer, unabhängiger Freund.“

Diese Steigerung verleiht sich jedoch nicht gleichmäßig auf alle Größenklassen der Gemeinden. Je Kopf der Bevölkerung betrug in den Großstädten 1925/26 der Zuschußbedarf für die wirtschaftliche Fürsorge 21,20 RM., für die Jugendwohlfahrt und Gesundheitswesen 8,17 RM., für das Wohnungswesen 14,93 RM., in den Mittelstädten 15 RM. bzw. 15,4 RM. bzw. 9,77 RM. Insgesamt betrug er für das Wohlfahrtswesen 25 RM. je Kopf der Bevölkerung.

Die Wohlfahrtslasten der Gemeinden sind erheblich mehr gestiegen als die Ausgaben der Sozialversicherung. Das Anwachsen der Wohlfahrtsausgaben mit der Größe der Städte dürfte ein Beweis dafür sein, daß die verhältnismäßig hohen Beiträge der großstädtischen Kantonskassen weniger auf Organisationsfehlern beruhen, als vielmehr eine natürliche Folge des in jeder Hinsicht mehr konsumierenden großstädtischen Lebens sind.

Kunfunt und Kino bei der Reichsbahn.

Das Reisen soll bequem und unterhaltend gemacht werden. — Die Beanspruchung der 2. Klasse entspricht nicht den Erwartungen.

Die Reichsbahn hat sich, wie aus Berlin mitgeteilt wird, mit der Umstellung in zwei Klassen verfeinert. Wenn sie annimmt, durch die Verbilligung der 2. Klasse einen Zustrom aus der 3. Klasse zu erzielen und dadurch die erweiternden Mehreinnahmen zu erhalten, so sieht sie sich darin getäuscht. Sie muß nach der letzten Rechnungsbilanz mit einem Defizit zu rechnen sein. Deshalb bereits wieder die Frage einer Tarifherabsetzung in die Debatte geworfen wurde. Danach wird jedoch zunächst keine Rede sein können, weil man immer noch annimmt,

daß sich die Umstellung doch günstiger auswirken wird. Auf der anderen Seite sucht die Reichsbahn durch Neuerungen das Publikum zum Reisen zu bewegen und das Reisen bequem und unterhaltend zu machen.

Jetzt bereits sind auf zwei Strecken verkehrsreiche Rundfunkanlagen geplant worden, die sich bemessen haben. Infolgedessen will die Reichsbahn dazu übergehen, den Rundfunk allgemein einzuführen. Die Vorarbeiten sind in vollem Gange. Und dabei ist man auch zu dem Entschluß gekommen, für die Zwecke der Reichsbahn eine eigene Sendeanlage zu schaffen. Es wird sich hier aber nicht um eine Station handeln, die eigene Übertragungen weiterleitet, sondern nur um einen Zwischenstation, der auf die Bedürfnisse der Reichsbahn eingestellt ist, mit den Schwierigkeiten des Empfanges im fahrenden Zuge rechnet und infolgedessen eine besondere Wellenlänge aufweist. Dieser Zwischenstation wird das Programm aller zugehörigen Stationen des bestehenden Rundfunks übertragen. Verhandlungen zwischen der Reichsbahn und dem deutschen Rundfunk sind bereits im Gange.

Die Reichsbahn will daneben aber auch den Aufenthalt auf den größeren Stationen angenehm gestalten und beabsichtigt, am den Hauptverkehrspunkten, das heißt auf den Bahnhöfen, die die wartenden Reisenden sehen, Kinos einzurichten.

Trotz der mäßigen Lage zeigt die Reichsbahn den reisenden Kindern ein weiteres Augenmerk, denn sie hat beschlossen, die Fahrpreise für Kinder, die von irgendeiner Stelle berichtet werden, weiter zu ermäßigen. Sie sollen in der dritten Klasse fortan nur ein Viertel des üblichen Preises zahlen und nur die Hälfte der üblichen Schnellzugzuschläge.

Wer zählt die meisten Arbeitsuchenden?

Die Zahlen der rheinisch-westfälischen Großstädte.

Der rheinisch-westfälische Arbeitsmarkt weist nach den neuesten wöchentlichen Feststellungen eine wesentliche Verschlechterung auf und das erhebliche Ansteigen der Zahl der verfügbaren Arbeitsuchenden ist eine Folge sowohl der in den verschiedenen Wirtschaftszweigen sich deutlich bemerkbar machenden fortwährenden Abwärtsbewegung, die einseitig in der ausgebildeten Konjunktur liegt, als auch in der üblichen winterrlichen Verschlechterung des Arbeitsmarktes.

Nach den Angaben der Landesarbeitsämter der beiden Provinzen Rheinland und Westfalen hat die Zahl der verfügbaren Arbeitsuchenden erheblich zugenommen. Die Rheinprovinz zählte Mitte Dezember 213 929 männliche und 37 651 weibliche Arbeitsuchende, zusammen also 250 580. Gegenüber dem Stand vom Ende November hat das hier der Arbeitsuchenden in der Rheinprovinz um 20 335 Personen zugenommen. In der Provinz Westfalen waren Mitte Dezember 124 562 männliche und 13 557 weibliche arbeitssuchende Personen vorhanden, zusammen also 138 119. Hier ist gegenüber Ende November eine Zunahme von insgesamt 24 640 arbeitssuchenden Personen festzustellen.

Von der rheinisch-westfälischen Großstädten steht der Bezirk des Arbeitsamtes Köln mit insgesamt 26 490 verfügbaren Arbeitsuchenden Mitte Dezember an der Spitze.

An zweiter Stelle folgt der Arbeitsamtsbezirk Essen mit 26 838 arbeitssuchenden Personen, während der Arbeitsamtsbezirk Düsseldorf mit 17 823 die dritte und der Arbeitsamtsbezirk Dortmund mit 14 542 Arbeitsuchenden die vierte Stelle einnehmen. Hohe Zahlen weisen noch auf der Arbeitsamtsbezirk Gelsenkirchen. Buer mit 11 747, der Arbeitsamtsbezirk Duisburg mit 9840, der Arbeitsamtsbezirk Bochum mit 8618, der Arbeitsamtsbezirk Herne mit 6 706 (Herne allein 2541) und der Arbeitsamtsbezirk Gladbach mit 6069. Unter 5000 bleiben die Arbeitsamtsbezirke Aachen mit 3458, Mülheim (Ruhr) 3904, Oberhausen 3799, Hagen 3162 und Hamm mit 3052 arbeitssuchenden Personen. Die beiden Wuppertäler Elberfeld und Barmen weisen 4857 bzw. 6348 arbeitssuchende Personen auf. Ungefähr ist die Arbeitsmarktlage im Bezirk des Arbeitsamtes Münster, in dem 1843 Arbeitsuchende verfügbar sind.

Von den etwas über 888 000 verfügbaren arbeitssuchenden Personen in Rheinland und Westfalen entfallen also nach vorliegender Aufstellung auf die Arbeitsämter in diesen 17 rheinisch-westfälischen Großstädten die Hälfte, und zwar über 170 900 Arbeitsuchende.

Vor neuen Stilllegungen im Ruhrbergbau.

Über 200 000 Fehlerschichten. — Die Rationalisierungsmassnahmen gehen weiter.

Die rückläufige Bewegung auf dem bergbaulichen Arbeitsmarkt hält weiter an. Von bergbaulicher Seite wird vor allem die schwierige Absatzlage in den Ruhrbergbau geboten. Neben dem allgemeinen Konjunkturrückgang machen sich auch noch die Auswirkungen des Arbeitsstoppes in der Nordwestgruppe bemerkbar. Wenn auch die Zahl der eingetragenen Fehlerschichten, die im Monat November noch über 500 000 betrug, im Monat Dezember einen erheblichen Rückgang aufzuweisen hat, so sind immer noch wegen Absatzmangel nach den Angaben des Bergbauvereins und nach vorläufiger Berechnung über 200 000 Fehlerschichten im letzten Monat

des Jahres 1928 notwendig gewesen. Erfahrungsgemäß bringt der Monat November den größten Abfall des Jahres, doch zeigt das Bild gegenüber dem Vorjahr eine etwas ungünstigere Feststellung, indem der arbeitsmäßige Syndikatsabfall im Vergleich zum November des Vorjahres noch um rund 14 000 Tonnen zurückbleibt. In weit größerem Maße ist der Werteverbrauch der Hüttenwerke und der Jochenheilverbrauch bemerkbar, der gegenüber dem Abfall in das befristete mit das unbedeutendere Gebiet erheblich zurückgeblieben ist.

Neben der rückläufigen Absatzlage im Monat November fällt auch die

wesentlich eingeschränkte Rohstoffversorgung schwer ins Gewicht. Hinzu kommt noch, daß trotz der eingeschränkten Rohstoffversorgung die Produktion

Amol hilft

bei Rheuma, Gicht, Gelenks- und Muskelschmerzen. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel. Amol ist ein wirksames Schmerzmittel.

Die gefährliche Eastroper Straße.

**Vertreterversammlung des Katholischen
Lehrerverbandes, Provinz Westfalen.**

Generalversammlung des Deutschen Ostbundes

Unter Weiterbildung:

Wetterausichten bis Donnerstag:
Vorniegend trocken, zeitweise aufheiternd, Frost
an Stärke zunehmend.

• Turner-Weihnachten.

* Der Krieger- und Landwehrverein Glesenberg-Sodingen

* Generalversammlung des Turnvereins Bönig
890 D. T. — Namensänderung.

Eäfliendhor Börnig-Sodingen.

Seine diesjährige Generalversammlung hielt der Verein am Sonntag im Vereinslokal Th. Lüß ab. Bei jeder Gelegenheit wurden die Chortnaben beschert. Gegen 3 Uhr nachmittags hatten sich Mitglieder und haben dort eingefunden. Lange schon hatten sich die jungen Sänger auf diesen Tag gefreut, galt es doch, eine kleine Gabe als Entschädigung für ihr Wirken in Chöre zu empfangen. Das schöne Liedchen „Stille Nacht, heilige Nacht“ untrahnte die kurze Weihnachts-

Eine Neujahts-Überraschung

die Meinung, daß nunmehr eine wesentliche Herstellung der Pfeile für die hygienisch oeffenbaren rithen-Mundwafer-Augen eingetreten ist. Weiteren regen ist dadurch die Möglichkeit geboten, sich die präge des Pfeiles, das hervorragend vor Anwendung und Erhaltung steht, zu machen.

Mirbelsturm in Westjapan.



Überfluteter Badeort an der Westküste von Sondo.

Der Sturm, der in den letzten Tagen auf dem Japanischen Meer gewütet hat, setzte ganze Landstriche unter Wasser. Besonders die beliebten Badeorte an der Westküste der japanischen Hauptinsel

es um uns drei Rand. Ich habe gelitten, Florence; aber endlich wußte ich, daß man nichts Unmögliches von einem Menschen verlangen kann, und wäre er ein Engel wie du. Diese Wahrheit konnte ich jedoch nicht ertragen — das Leben erschien mir fortan sinnlos und fahrig. Ich mochte es nicht mehr, ich wollte es fortwerfen — da ist mir der Zufall, oder das Schicksal, zu Hilfe gekommen.

Vor Wochen war ich mit Townsend in einer Gesellschaft kleinerer Ärzte, worin über ein neues Serum debattiert wurde. Der Erfinder war Townsend. Es wirkte, so hieß es, vortrefflich bei Katten und anderen Versuchstieren; es läßt nur darauf an, die Wirkung bei einem Menschen kennen zu lernen. Bei einem Menschen anzuwenden, ist indessen ein den Menschen verbotenes Experiment. Es wäre zu wünschen, war die allgemeine Ansicht, daß sich jemand freiwillig

Auf dem Heimwege hat ich mich Townsend an. Er ersuchte und versagte sich bestimmt. Am andern

Sondo haben unter den gewaltigen Überflutungen viel gelitten. Eine Anzahl Ortschaften ist völlig vernichtet.

Tage kam ich darauf zurück, und da erzählte er mir, daß er sich entschlossen habe, sich selbst mit dem Serum einzulassen. Ich fragte ihn, ob er seiner Sache sicher sei. Er antwortete: „Ich habe ein gewisses Risiko dabei. Man muß sich eben dem Erfolgsfall als Kavalier stellen. Du konntest nicht rubern, ich kann keine nützliche Arbeit verrichten. Ich bin wie ein Clown vor Augen. Du konntest nicht rubern, ich kann keine nützliche Arbeit verrichten. Ich bin wie ein Clown vor Augen. Du konntest nicht rubern, ich kann keine nützliche Arbeit verrichten. Ich bin wie ein Clown vor Augen.“

Er weidete sich immer noch bestimmt und blickte mir vor Augen, daß ich eine Frau hätte und er nicht. Da machte ich ihm plötzlich den Vorschlag, daß wir darum lösen wollten. Endlich ließ sein Widerstand nach. Ich zog eine Münze aus der Tasche, und wir kamen überein: Bild er, Wappen ich. Ich wartete, dreimal hintereinander: Wappen.

Nun also, sagte ich. Am Abend hat er mich eingeladen. Das war vor drei Tagen. Heute Nacht werde ich sterben.“

Er kam, vom kranken Sprechenden erschöpft, und verließ bald darauf in einem unruhigen Schlummer. Die junge Frau war stumm geblieben; angesichts der Unmöglichkeit des Dramas wollte kein Wort über ihre zusammengepressten Lippen kommen. Nur die Augen waren feucht, und die kalten Hände, mit denen sie die notwendigen Vorrichtungen im Zimmer ausübte, zitterten.

Man hörte den fernen Klang einer elektrischen Klingel und bald darauf Schritte. Doktor Townsend, wie sie in Schutzmantel, trat ein. Sie ersuchte ihn wie üblich Bericht und fügte hinzu: „Er hat mich alles erzählt.“

Der Arzt hob erschrocken auf. Eine Weile war es still im Zimmer, und man hörte nur den röchelnden Atem des Sterbenden. Dann sagte Townsend stockend und mit schwerer Stimme: „Sein Blut wird untersucht. Das Serum wirkt, aber noch nicht so, wie es soll. Wir arbeiten, zum Ziel zu gelangen. Er stirbt für die Wissenschaft und nicht vergeblich.“

Die junge Frau nickte mechanisch, sie wußte nichts zu sagen. Es wurde eine furchtbare Nacht, die der Kranke zum Glück fast ganz ohne Bewußtsein verbrachte. Erst kurz vor seinem Ende kamen noch ein paar letzte Augenblicke. Townsend benutzte sie, um ihm um Vergebung zu fragen.

Aber der Sterbende wehrte ab. Der Schatten eines kraftlosen Vagabunden lag über sein entstelltes Gesicht, dann schlüßte er: Vergebung... — ich müßte lieber euch um Vergebung bitten... — Und als er das Ersuchen auf dem Gesicht des andern sah, fügte er stöhnend hinzu: „Wißt ihr, wie ich früher mein Brot verdient habe? Ich habe es gerade gebissen, aus einer albernem Scham heraus. Doch heute liegt alles hinter mir. Ich war Varietéartist, Gaukler, Zauberkönig... Darf ich...“

Ein heftiger Anfall von Atemnot trat ein; Florence schloß ihn, bis er vorüber war. „Begreift ihr nicht, was ich meine?“ fuhr er, fast verwundert, fort, und als Townsend den Kopf schüttelte, fuhr er heftig heraus: „Nein?? Wir haben zweimal um etwas gelacht, Townsend; zweimal, du und der Clown.“

Nach einer Pause, dann kam es über seine Lippen: „Wenn ich eine Münze werfe, Townsend, weiß ich stets, wie sie niederfällt. Ich kann mit einer Münze machen, was ich will.“

Mit einem lässigen Satz fuhr der Arzt in die Höhe. Es war, als ob er, die Umgebung verlassend, sich auf den Kranken stürzte. Er ergriff ihn am Arm: „Das will doch nicht heißen...?“

„Das heißt“, hauchte der Sterbende, „daß ich es... beide Male... im Voraus gewußt habe.“

Wenige Minuten später kam der Tod.

SCHERZ UND HUMOR

Genisch.

Der alte Weber weiß alles. Er hat immer Recht. Er kann alles. Er ist überall schon gewesen. Eines Tages fragte ich ihn:

„Herr Weber, was ist Genisch?“

Weber machte ein verwundertes Gesicht. „Genisch?“

„Genisch.“

„Ja, Genisch — wie meinen Sie das?“

„Ich meine ganz einfach: Was ist Genisch?“

Sein Gesicht wird noch länger.

„Das habe ich doch noch nie gehört. Buchstabieren Sie mal.“

„Genisch. So sagt man im Odenwald zu den Gänzen.“

„Richtig. Aber das meine ich nicht. Das Wort gehört nicht dem Dialekt an.“

„Ein solches Wort gibt es nicht.“

„Was sein. Und trotzdem: Es gibt Genisch. Was ist Genisch?“

„Das ist Blödsinn!“

„Nein, es ist kein Blödsinn. Genisch ist die Mitte von Neugier und Scham.“

Drei Sekunden ist Weber sprachlos. Dann befreit er. Er wußt mir einen Witz zu, der nicht mißzuverstehen ist. Er trinkt schweigend sein Glas aus, nimmt seinen Hut und geht. Selbstem hat er kein Wort mehr mit mir gesprochen. Der Neugiersturm hat unterer Freundschaft das Genisch gebrochen.

Solidarität.

„Eine Schande, daß Sie Betteln gehen. Sie könnten für drei arbeiten!“

„So unsozial bin ich nun mal nicht, daß ich drei Menschen arbeitslos machen würde.“

Unschicklich.

„Den Hausmeister kündigt Du heute mal tüchtig auswechseln.“

„Aber ich habe doch gar keinen Grund dazu.“

„Das glaube ich schon, aber drüben müssen die Treppenhäuser geklopft werden, und er schlägt doppelt so kräftig, wenn er wütend ist.“

Schickliches Glück.

„Wie glücklich Du aussehst!“

„Kein Wunder, — die halbe Stadt spricht schon von meiner heimlichen Verlobung.“

Die Konsequenzen gezogen.

Sie träumt sich. Denst Du noch daran, wie Du mir Deine Liebe angeboten hast?“

Er: „Was ist jetzt noch damit? Ich habe gestanden und meine Strafe erhalten.“

Schlauerfing.

„Über, das Eis zerbricht ja ganz und gar.“

„Die Markt spielt ja auch so schmeichend, anständige Frau.“

Unerwartete Kapit.

Der Lehrer behauptet die Erzählung vom guten Hirten und will den Schülern veranschaulichen, was sie unter einem Hirten zu verstehen haben.

„Wenn ihr Kinder nun alle Schäflein wäret, was würde ich dann wohl sein?“

„Ein großes Schaf.“

International.

Im D. J. Paris — Wien an den Fensterplätzen sitzen sich zwei Herren gegenüber. Der eine stellt der andere frage: „Sind Sie Deutscher?“ Keine Antwort.

„Parlez-vous français?“ Der andere bleibt stumm.

„Do you speak English?“ Der andere steht weiter stumm.

„Parla italiano?“ Der andere schaut über die Zeitung hinweg und spricht kühl, aber einbringlich: „Geben Sie sich keine Mühe, ich bin Eszimo.“

Geschäft.

„Kennen Sie Kommerzienrat Huber näher?“

„Nur geschäftlich. Ich habe seine Tochter geheiratet.“

Zartgefühl.

Richter: Sie sind angeklagt, Ihrer Frau einen Hosenknopf an den Kopf gemorren zu haben. Was können Sie zu Ihrer Verteidigung anführen?“

Angeklagter: Die Hosen sind ihre Lieblingsblumen.

Am Herdfeuer

Nr. 4 • Unterhaltungsbeilage zum Berner Anzeiger • 1929

Rufhs Ehe

Der Roman eines Frauenschicksals.

Von A. Bruckha.

(Nachdruck verboten.)

Als Bernd spät abends heimkehrte, fand er zu seiner Überraschung Tante Dina im Speisezimmer hockend. Er sah seinen Onkel über ihm unermüdet in der Arme. Tränen standen in ihren alten Augen.

„Bernd, mein lieber, alter Junge... Dein Vater...“

Und dann erzählte er von ihren kammenden Lippen allmählich die Wahrheit. Daß sie auf Wunsch seines Vaters hier sei, der seit Monaten schwer krank war und ihn zu sehen wünschte... zum letztenmal wohl.

„Vor seinem Ende, Bernd... denn Dr. Bartleben meint, Papa werde die Nacht wohl noch überleben. Und sei lieb mit ihm, Bernd, schlage ihm seine Bitte ab — denke daran, daß Du an einem Sterbebette bist.“

Bernd fand einen Augenblick wie erstarrt. Sein höchstes brüchliches Gefühl sah ganz faß aus.

Zum erstenmal seit Monaten wußte der goldblonde Bordenfuss, der ihn beständig umschwebte, wie ein Scherchen aus Wolken zu sein.

Er dachte nur an seinen Vater, an all die Güte und Liebe, die er stets von ihm erfahren und daß er ihn nun verlieren sollte auf immer!

Wie ein Trunkener taumelte er durch die malk erhellten Zimmer und fand am Bett des Vaters in die Knie.

„Papa — lieber, lieber Papa, Du wollest mich sprechen...?“

Als der erste Strahl der Morgensonne das Schlafzimmer von Neuttenfeldern traf, lag der Portier dort eben eine schwarze Haube auf Halbhoft, und in der Wartstube von Thalbach begannen feierlich alle Glöden zu läuten.

Das Begräbnis war vorüber und Dr. Ermler hatte Bernd in Gegenwart seiner Tante mit dem Inhalt des Testaments bekannt gemacht.

Jetzt sollte er seine Papiere zusammen und ariff nach seinem Gut. Niemand sprach ein Wort, niemand forderte ihn, den alten langjährigen Freund der Familie, zum Bleiben auf. Aber er wunderte sich nicht.

Bernd stand wie vor dem Kopf aufschlagen, und Tante Dina hatte nur Augen für Bernd.

„Junge — Bernd“, sagte sie endlich leise, als sie schon eine Weile allein waren und Bernd sich noch immer nicht rührte, „nimms nicht so schwer! Dein Vater dachte einzig und allein an Dein Glück.“

Ein Aua ging durch seinen Körper. Wie war er den Kopf zurück. Dann lachte er bitter auf.

„Mein Glück! Willst Du mich noch höfener? Wie er mich hörte, als er mit Abnungsflohen das Versprechen abgab, seinen letzten Willen zu ehren? Ich hab's ihm! Jawohl, ich hab's ihm! Obwohl — wenn ich hätte wissen wollen, was er dachte...“

„Und daß er sie hat bis in den Tod.“

„Bernd“, sagte sie, „wie alles in mir außer Rand und Band ist? Also nicht nur bis in den Tod — darüber hinaus noch! Darüber hinaus! Sagtest Du nicht: mein Glück? Da — mein Glück! Aber ich werde es trotz dieses erpösten Versprechens an mich reihen! Ich brauche dazu nicht acht Tage. Nicht einmal acht Sekunden... Ich wäre kein Mann, wenn ich auch nur einen Augenblick schwächte! Wieder lachte er wild auf. „Wie werde ich tun, was du mit mir verlanst wirst! Nie! Nie!“

„Bernd, bestimme Dich! Dein Vater wollte...“

„Selbstbestimmt, ich weiß nur zu genau, was er wollte! Aber er hat sein Recht dazu. Geld und Gut kann er mir meinetwegen nehmen, ich hänge nicht daran! Wo aber Liebe und Lebenslust in Frage kommen, da erlöste keine Macht! Niemals lasse ich von Irene!“

Und ohne dem alten Fräulein Zeit zu einer Antwort zu lassen, rümpfte er hinaus. Und ließ er sich ein Pferd satteln und forschte mit verhängten Jalousien davon.

„Wohin? Noch Widenmarkt natürlich. Zu ihr! Sie sollte aus seinem Munde erfahren, was geschäftliche Bungen ihr ja doch bald antragen würden. Und zugleich auch die Verlobung: „Habe keine Sorge, daß ich dieses unbekante Mädchen, das er mir zugeordnet hat, ist auch nur kennen lernen will! Sie mich nicht es nur eine Frau auf Erden und wenn ich auf sie warten müßte, bis wir beide alt und grau geworden sind.“

Er fand sie, wie immer um diese Stunde, in dem alten bämmerigen Widenmarker Park gelangweilt in ihrem Korbstuhl liegen, den Schwänen am Wasser aufschauend.

Wie ein Bild von Meisterband berührte ihn ihr Anblick. Die zartesten Hängebeine über ihrem von goldblonden Gelock umrandeten Gesicht, die läppig hingehängene Gestalt in dem weißen Gewand, der träumerische Blick ihrer merkwürdig wechselnden grauen Augen, die zuweilen so lebend blickten konnten, während um die roten Lippen ein herbstfräulicher Zug lag.

„Wie hübsch, daß Sie kommen, Gildern“, sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern. „Ich habe Sie heute noch gar nicht erwartet. Ihre Tante ist wohl noch hier? Widenmarkt spielt natürlich wieder Schach — zur Abwechslung mit seinem Sekretär — und ich...“

„Ich langweile mich eben geistlich! Daher...“

Widlich bemerkte sie die Erregung in seinen Zügen und richtete sich auf.

„Was ist geschiefen? Sie sehen ja ganz verzerrt aus!“

„Man hat mir jechen das Testament meines Vaters vorgelesen.“

„Nun?“ Sie sah ihn verwundert an. „War das so schrecklich? Drückt es Sie etwa zu Boden, Herr des prächtigen Neuttenfeldens?“

„Ich bin es noch nicht!“

„Was soll das heißen?“

Sie sah jetzt fernherge und war ganz schmerzhaft. „Er hat sich einen Stuhl herangestellt und setzte sich zu ihr.“

„Irene — wir haben nie mit direkten Worten von der Zukunft gesprochen, aber wir wissen wohl beide, wie wir uns diese dachten, nicht wahr? Wenn Sie einst frei sein würden von den unnatürlichen Fesseln, die Ihres Vaters Härte um Sie geschlungen, dann...“

Sie hob abweichend die Hand.

„Nichts davon, mein Freund. Sie wollten mir von dem Testament Ihres Vaters sprechen.“

„Ja. Aber um Ihnen das ganz verständlich zu machen, muß ich Ihnen erzählen, daß mein Vater diese meine Zukunftsabsichten kannte!“

„O! Wie konnten Sie! Wozu...“

„Er war mein Vater! Er hätte gerne gesehen, wenn ich mich vermählt hätte...“

„Da erschien es mir unethisch, wenn ich ihm nicht reinen Wein einschenkte. Außerdem: wozu verbergen, was mein Stolz und mein Glück ist? Ich etwas Unethisches in dem Wunsche, Sie dereinst entschädigen zu dürfen durch ein volles wahres Glück für Jahre selbstloser Aufopferung?“

Begehrte ich Sie etwas Unethisches von Ihnen? Sprich! Ich bin heute auch nur von meinen Gefühlen! Nein! Denn die Frau, die einst meinen Namen tragen soll, mußte ja so sein wie Sie: feuch, stolz, rein in jeder Faser ihrer Seele.“

„Nun, und Ihr Vater...?“

„Er kannte Sie nicht — Irene!“

Sie runzelte die Stirn.

„Das heißt — er billigte Ihre Absichten nicht?“

Aber trotz alledem — er war mein Vater! Er hat mich immer herzlich geliebt! Ich konnte nicht ahnen, daß

er so... so... er rang nach Worten, dann fuhr er erneut fort: „Auf seinem Sterbebett nahm er mir das Versprechen ab, seinen letzten Willen zu ehren. Ich hab's es. Abnungsflohen. Aber das kann nicht bindend sein — es kann nicht!“

„Verzichten Sie sich doch, mein Freund! Sagen Sie mir lieber endlich, worin denn dieser letzte Wille besteht?“

„Ich soll ein mir gänzlich unbekanntes Mädchen heiraten — oder entsetzt werden!“ antwortete er mit bitterem Aufstoßen. Und dann teilte er ihr in ereignis überfließenden Worten den Vorläuf des Testaments mit. „Begreifen Sie nun? Ich, der ich stolz und selbst war in dem Gedanken, Ihnen reichlich leben zu lassen, weil ich ihn zu Ihnen zu führen legen wollte, ich soll nun als Reiter vor Sie treten!“

„Ja — Sie befreit. Eine festschöne Halle stand plötzlich auf ihrer weißen Stirn, ein böses Lächeln in den Augen.“

Aber sie schämte. Kaltblütig erwiderte sie, ob es keinen Ausweg gab. Aber sie fand keinen. Ein maßloser Born gegen den Toten flog in ihr auf. Auch gegen Bernd.

Warum war er so töricht gewesen, dem Alten zu vertrauen, was doch kaum ihre Augen sich bisher geblendet hatten! Nun war all ihre Mühe, ihn an sich zu fesseln, umsonst gewesen. Umsonst die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft, die ihr endlich gestillt hätte, nach ihren Wünschen und Träumen wirklich zu leben, wenn ihr Mann gestorben sei.

„Irene — sage mir ein gutes Wort! Einen Trost — die Hoffnung, daß Du auch unter den veränderten Umständen...“

Mit einer wütenden Bewegung schloß sie den Korbstuhl von sich.

„Genug! Sie verlassen sich, Baron Gildern! Was fällt Ihnen ein, mir Liebeserklärungen zu machen? Ich habe Ihnen nie ein Recht dazu gegeben! Wenn Ihr Vater Ihnen eine Frau bestimmt hat — geben Sie doch hin und tun Sie nach seinem Willen! Oder denken Sie vielleicht, es würde mir das Herz brechen?“

Er hatte sich erhoben. Schweratmend stand er vor ihr und starrte sie an.

„Irene...“

„Gräfin Widenmarkt, wenn ich bitten darf! Gräfin Widenmarkt, von der Sie doch nicht im Ernste glauben werden, daß sie das Los an Ihrer Seite als ein erstrebenswertes Ziel ansehen könnte?“

„Aufsungslos, gleich bis in die Lippen hinein stand er da und sah sie an.“

„Geben Sie! Geben Sie!“ kam es zischend von ihren Lippen. „Und daß für Sie! Ihr Vater hat mich geachtet, ich habe ihn nicht minder; im Grabe noch! Und Ihnen...“

„Verstehe ich, ich mir je wieder nähern. Schloß Widenmarkt le wieder zu betreten!“

Ohne ihm noch einen Blick zu admen, entfernte sie sich hastig in der Richtung nach dem Schloß.

Bernd stand da und starrte ihr wie betäubt nach. Erst als er von der Schloßterrasse herüber ihr Lachen hörte, wandte auch er sich und taumelte dem Seitenpfadchen zu, vor dem er sein Pferd gelassen.

War das ein böser Traum gewesen? Nein — Wirklichkeit! Sie hatte ihn für immer geben beikant! Es war alles zu Ende! Nun mochte er aufgeben, wie er das Leben weitertrug... ohne sie!

Eine grenzenlose Müdigkeit befiel ihn plötzlich. Er bestieg sein Pferd und ließ es mit schlaffen Zügeln stehen, wohin es wollte.

Erst als es den bekannten Torweg von Neuttenfeldern passierte, fuhr er schauernd zusammen.

„O Vater, Vater!“ rief er, „was hast du mit angest!“

An diesem Abend mußte Bernadine allein speisen. Ihr Kette hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen, und so oft sie sich auch heimlich an seine Tür schloß,

immer wenn sie den Namen Carlos auf und nieder
sahen.

Drittes Kapitel.

Am nächsten Morgen hatte Bernd eine lange Aus-
sprache mit Tante Dina. Irene von Wildenmarks
Name wurde dabei nicht genannt. Aber Bernhardine
merkte wohl, daß alles aus sei.

Als Bernd wissen wollte, warum sein Vater darauf
bestanden hatte, ihm ein wildfremdes Mädchen als
Gattin auszuwählen, berichtete sie ihm in kurzen
klaren Worten die Geschichte jener ersten und ein-
zigen Jugendliebe des Heimgegangenen.

Ihre feinen schmalen Brauenbänder glitten liebe-
voll durch sein Haar, während sie von Elisabeth
Winter erzählte, der auch so sehr gleichen sollte.
„Sieh, mein Junge,“ schloß sie innig, „dein Vater
gläubte so sehr, daß Du nur auf diesem Wege ein
wahrhaftiges, volles Menschenleben erlangen könntest. Und
wenn Du nur den guten Willen hättest, sie kennen zu
lernen.“

Bernd erhob sich. Ein harter, gleichgültiger Aus-
druck lag auf seinen Zügen.

„Ich habe mich entschlossen, Papas Willen zu ge-
horchen. Diese oder eine andere — es ist schließlich
ganz gleichgültig. Morgen reise ich nach Wien.“

Bernhardine erstarrte fast. So rasch hatte er sich
entschlossen? War das Pöbel oder ...

„Bernd, mein Junge,“ murmelte sie zaghaft, „es
kann aber auch ein guter Wille mit dabei sein, der
Dich ins neue Leben führt! Sonst könnte es schlimm
ausfallen!“

„Wie altmödlisch Du bist, Tanten!“ Er lachte
laut auf. „Als wenn es nicht übergenug wäre, daß
ich Papas Befehle erfülle! Wie es ausfällt, dafür
kann mir doch niemand eine Verantwortung auf-
bürden! Und nun las mich zu Dadis abgeben. Er
steht darauf, daß ich noch einen kurzen Rechnungss
durchsehe und mich der Dienerschaft als neuer Herr
vorstelle.“

Gegen Abend des nächsten Tages ritt Irene von
Wildenmark langsam und nachdenklich durch den
Wald.

Sie hatte ihre volle Kaltblütigkeit längst wieder
genommen und dachte angestrengt darüber nach, was
sie am Weibchen eigentlich zu bereden gesprochen hatte.

Ganz genau wußte sie nur, daß die letzte Willens-
meinung seines Vaters sie maßlos gereizt und in
einen schier sinnlosen Zorn versetzt hatte.

Das war eigentlich sehr richtig, non ihr gewesen;
dann schließlich — was lag daran, wenn die alle Vor-
dame vorherhandlender Reiten erbe? Nach ihrem
Tode — und dieser würde ja wohl auch noch zu er-
warten sein — mußte doch alles an Bernd fallen!

Sie hatte sich entschieden überreist. Wenn sie nur
genau wußte, was sie eigentlich gesprochen hatte! Sie
mußte sich wohl sehr schlimmer Worte bedient haben,
denn sein Gesicht hatte sehr fremd und feinem aus-
gesehen, als sie ihn verließ, und in seinen dunklen
Augen hatte ein Ausdruck des Entsetzens gewohnt, der
ihr jetzt in der Erinnerung förmlich auf die Nerven
ging.

Nun war sie über sich selbst wütend. Warum hatte
sie nicht geschwiegen? Es hätte ja so edel und selbst-
los ausgesehen, wenn sie zu ihm gesprochen hätte: „Was
brauche ich Deinen Reichtum, Bernd? Ich will der-
einst nur Deine Liebe ... nur Dich!“

Unauflöslich hatte ihm das Wort an sie gelehrt.
In seiner Anseligkeit wäre ihm nie der Gedanke ge-
kommen, wie wenig ihr in Wahrheit an seiner Person,
wieviel dagegen an seinem Reichtum gelegen war ...

Statt dessen hatte sie, die Kluge und sonst jedes
Wort zehnfach überlegend, in einem unbewachten
Augenblick die Maske fallen lassen!

Mit einer Welt voll Erbitterung im Herzen dachte
sie an die Jahre zurück, die sie noch als Fräulein von
Freienberg mit ihrem Vater, dem General, von
Mödelbad gezogen war, überaus von Gläu-
bigern bedrängt und in steter Sorge um das täg-
liche Brot.

Der Vater, ein Spieler von Profession, sie selbst die
„reiche Partie“ fassend, die sie endlich diesem Glend
entziehen würde.

Wie oft war ihr Spiel mit Männerhänden mis-
glückt, wenn sie sich schon am Ziel glaubte.
Ein Treier erkrankt bei einer Bootsfahrt, ein
anderer wurde knapp vor der Entführung an das
Gerüst seiner Mutter abberufen und lebte nicht
wieder.

In Baden-Baden war es ihr endlich geglückt,
einen reichen Baron zu fassen. Aber gerade damals
reiste sie zum ersten und einzigen Male ihr Herz für
einen jungen, bildhübschen Geier, und sie vergaß einen
Augenblick die Eifersucht des Bräutigams. Die Sache
verlief sich abermals.

Zwei Jahre später lernte sie in Teplitz Wilden-
mark kennen. Er war nur mehr die Ruine eines
Menschen, unheilbar fest an den Roststuhl gekesselt,

fast vierzig Jahre älter als sie. Aber er reiste mit
zwei Dienern und einem Sekretär, war Reitations-
meister a. D. und sollte sehr reich sein.

Ihre Schönheit zog ihn an. Und als er um sie
warb, sagte sie ohne Börsen ja ... nicht gewannen,
nicht einmal beizufallen von ihrem Vater, der sich nur
nicht um die Sache kümmerte, sondern freiwillig aus
falschlicher Überzeugung.

Aber eben das hatte ihr ein Mann wie Bernd nie
versiebt und darum ließ sie ihm gegenüber durch-
blicken, sie sei das Opfer väterlicher Intrigue ge-
worden.

Au spät, erkannte sie dann, daß ihre Rechnung doch
nicht stimmte hatte.

Wildenmark war nicht reich. Was er besaß, war
Majorat und ging nach seinem Tode an seinen Sohn
von Haus aus reichen Betrier Albrecht über, der
irgendwo in Böhmen auf seinen Gütern lebte. Der
Witwe ließ dann nur ein nach des Vaters Guldin
bemessenes Jahresgehalt zu.

Welch elende Aussicht! Und dafür hatte sie sich an
einen fieschen Krüppel verkauft, der auch sonst laune
nicht so gefügig sich erwie, wie sie bestimmt geglaubt.
Denn statt ein Haus zu machen oder mit ihr auf
Reisen zu gehen, wie sie gehofft, bestand er darauf, in
dem einsamen Wildenmark zu leben, weil er dort die
meiste Bequemlichkeit haben konnte.

Vielleicht hätte sie Einfluss auf ihn gewonnen. Son-
nen — er schien ja anfangs sehr versetzt — aber ihre
sorglose Enttäuschung, als sie Einblick in die Verhält-
nisse gewonnen, hatte sie schroff und fast jeden der-
artigen Versuch verfrachten lassen. Sie hatte sich
nicht einmal die Mühe gegeben, ihm ihre Abneigung
zu verbergen.

Dann trat ganz unerwartet Bernd in ihr Leben.
Er meinte auf Urlaub bei seinem Vater und lernte
Strene zufällig die Bekannten kennen.

Sie las etwas wie fassende Bewunderung in
seinen Augen, als er sie erblickte, und dann plötzlich
helles Mitleid, als sein Blick auf ihren Gatten fiel.

Da lud sie ihn ein, nach Wildenmark zu kommen.
Er war jung, schön, vornehm und dement der Besitzer
einer der reichsten Gutschafften des Landes; genau
das, was sie sich in ihren Wäandenträumen stets ge-
wünscht hatte.

Von dieser Zeit an war Irene zuweilen sanft und
gütig gegen ihren Mann. Sie begann den stillen
Festhalten in Wildenmark zu lieben und sprach nicht
mehr von Reisen. (Fortsetzung folgt.)

Heimkehr

Niederdeutsche Skizze von Kurt Matthies.

Stehst du, Irina Susmann, du bist noch. Und
wunderst dich nicht, und weinst wohl nicht, wie gut
und gut und bist, mit deinem langen, langen Leben?
Da ich ein Kind war, bist ich dich für eine Vogel-
schau, und wir meinten, du hättest quadratische
Schuhe an. Berst mir, uralte Frau! Denn ich bin
verwandert aus der Welt und stehe vor deinem
Fenster, mit halb verwehtem Gesicht. Und ich bitte
dich, noch eine Weile zu sein, nur eine Weile noch.
Ich will meinen kleinen und verklärten Koffer
hüten auf der Straße lassen und mich lagte vor dein
hüftiges Kermellen schleichen. Kreist noch die
Kantel, spritzt noch der wärmende Kater aus dem
Lachschlupf? Schenk mir noch einmal Kaffee ein,
süße, sterbende Alte! Ich höre ja die Kanne so gern,
die sie in ihrem Innern singt. Ich habe ja die
Zuckeln gern, die immer blühen und rot wie dein
Ders vor siebzehn Jahren. Und die Kammode, du
und das alte geduldige Ding! Ich mich noch einmal
die groben und gerechten Leinwand streichen und das
andere einfältige und dauernde Zeug. Siehst du,
Irina Susmann, dann könnte ich dir noch das Licht
bringen. Und deine Kammer würde heilig und alles
heimat.

Guten Abend, Herr Bürgermeister! Darf ich um
eine Bitte bitten? Sieh da, der gute Heidtraut-
hauer! Wie das gleich ins Gemüte steigt und, ehe
es ausbricht, schmeichelt leicht das melancholisch
Erbe thut; gekannt Sie, man nicht — man weißt.
Und Ihre Frau Gemahlin erweist sich einer angenehmen
Beobachtung! Ja, wenn man so sitzen kann, zer-
streut und innig, dann darf der übrige Welt Welt
abhandeln. Pan merkt es kaum. Sehen Sie,
und da trauete ich so durch das Städtchen, mit heiter
posen Schritten. Alles hat seinen wolkentempe-
ren Dalt und ruht in seiner Bedeutung. Die hoch-
stischen steinern mit bedächtig stehendem Rohr. Es
leht, strahalt, strahlend, nach angewärmten Wenden,
so stont von fettig milden Schinken, Süßigkeiten
scheln lantiert. Sonnig bilden die Goldblätter sanft
Barriere. Wie ihre Scheren zwitschern! Der

Goldschmied Böhm prüft lieber Küm-als Gold, man
hat ein Häseln Braungebrau zum Wankrat gerollt.
Das ist ein Heißlich Wobnen, lustige Frauen runden
sich auf den Balkonen. Und dazwischen fallen erstere
Gloden, ein süßer Himmel wird wölbiger, Giebel
schweigen und steigen. Hier und da geht schon ein
Licht an, andere Fenster erblinden, und die Gassen
dehnen sich. Schon eilt der Kunstst Sagermann vom
Altenstaus zu seinen Zimmerkinden. Beachten Sie
seine immer gepuckte Beile! Und da, der schmüßige,
gestuete Pudel — keine Droschke überfährt ihn.

Mühsig eine erbauende Mitternacht, Alakaf! Wahr-
haftig, Ihr rast auf dem Markte wie der hölzerne
König Karolus zu Webel. Euer falkiger Mantel
birat Nacht, Euer roßtiger Spick schlichtert den Mond
ein, gelassen blinzelt Ihr den Sternen zu. Träume-
rische Häuser sind um Euch gestellt. Die Bürger
schwarzen unvernehmlich. Spürt Ihr die Linden?
Mein freudiges Herz bewacht den Schlaf der Sper-
linge. Ihr sollt nicht über mich weinen, alter, ragen-
der Nachtwächter! Ich will Euch süßene Schlüssen
bringen, gute, runde. Laßt mich den dritten Rund-
gang tun.

Die Stille rührt mich an. Erschüttert vom Dunkel
der Ebene, drängt sich die Stadt um ihren Markt.
Bleibt kein Alakaf! Ich will mich ins Freie wagen.
Es raucht so in den windigen Knids. Die Kante
im Buchenstahl warten meiner. Seht, die Tiere im
Wilde tun kein Unkraut, leicht wallt der Nebel über die
Marken, und das Gebüsch der wandernden Verden
ist eine Unruhe, die verweht. Fürchtet nicht das
Meer! Es kommt, es geht. Wagt Eure Leuchte aus;
denn die Sterne sind da.

Gelobt ist die Nacht und das Antlitz der Schlafen-
den! Gelobt ist, wer in den Betten Frieden hat und
das schweigende Dach über seinem Frieden. Es lebe
der traurige Kaus im Gemäuer! Ein Dach auf das
Knarren der Wetterhähne und auf das Geflüster der
Liebenden im Winkel! Geleget sei meines toten
Vaters verfallenes Haus. Gelobt und geleset sei,
wer mit Schauern heimkehrt und mit aller Innigkeit.

Alakaf, es heißt im Osten. Nach noch eine
Stunde! Ich will mich auf die Erde legen, die mich
geboren hat.

Meine Geliebte, jetzt muß du wissen, daß ich hier
bin. Rämlich in einer Dachkammer, in der ich allein
bin. Ich habe einen Topf ohne Blumen und ein
Buch, in dem ich nicht lesen kann. Die Wände sind
schwarz, der Stuhl wackelt und der Tisch fällt immer
um. Ich glaube nicht, daß du kommen wirst. Aber
ich bin glücklich und rauche aus einer unermesslich
langen Pfeife.

Ob du noch schön bist? Und wie es in den Büchern
steht? Denn die Liebe ist eine wahrhaftige Legende
und kommt in der tiefen Nacht und geht am frühen
Morgen davon. Darum frage ich: Dein Gesicht?
Und weiß es nicht. Darum frage ich: Deine Hand?
Und weiß es nicht. Und ich bin kein laienhafter
König.

Meine Geliebte, einst sah ich vor deinem Haus
auf dem Gitterpfosten und hatte ganz runde Ge-
danken. Das war in der Nacht. Und ich brauchte
nur zu winken, so wandelte der Mondkreis über dein
Dach. Und es half ihm nichts, ergrimmte zu sein.
Ich hätte auch die ferneren Gekirne in deinen Garten
streuen können. Doch das wäre zu wenig gewesen.
Und ich ließ es.

Besser, ich erzähle dir vom Nachbar. Der wohnt
nebenan. Er hat einen Vorgarten. Da kuckelt ein
angenehmer Wind und kufft hübsche Gebüße aus.
Ueber den Wall gebügelten Ralen fliegen Vögel.
Ein winziger Gelber flegelt weiße Knallbeeren, und
mohlschmeckende Rische schnappen danach. Die Luft
hat einen feinstaubigen Schimmer. Wir wollen nicht
hinein. Ich mag die tugeligen Buchsbäume nicht.

Oder soll ich dir von der Sandbüche lazen, von
dem friedlichen Voch in der Wildnis beim Herzenmoor?
Wer sich darin vergräbt, das büschliche, zitternde
Libellen über sich und dann nur noch den hohen
Simmel. Und eines Tages schmedt er das Meer.
Meine Geliebte, das Meer! Und es wird in Rür-

stischen Becken sein, daß welche haktig vorüber-
schwinden und werfen noch die Arme in die Luft und
schreien, schon fern, von schwarzen Massen und legen-
dären Segeln. Dann liegen wir da und träumen
immer so weiter.

Siehst du, das ist ein Geläch in der Einsamkeit.
Glaubst du, daß es dich erbaunt wird? Oder bist du
langt gekörnt? Weißt du nichts mehr von der
stumm Wasserwunde am träben Klus? Und wie
die Dörfer im Lade hoden? Geht du nicht mehr
mit windigem Haar über die weissen Wiesen und

in der Turche des Plüners? O du! Wo ist des
Sommers brandige Heide und der Nebelwald des
findenden Jahres? Gib den Frühlings! Und ich will
alles auf einmal haben.

Bin ich denn nicht ganz heimgekehrt? Sieh, ich
finde ein Kraut und mein Fuß rößt an die Steine
des Weges. Es wartet mancher Baum und Büsche
wachsen mir entgegen. Und mein Herz bewegt sich.
Ich arübe das leichte Salalgewöl des Morgens, ich
habe eine Zuneigung zu den lauernden Tieren der
Weide, ich schlage wunderliche Wäen ins Weite, ich

Tom Mix in Film und Wirklichkeit

Der Abenteuer-Kavalier auf der Weinwand. — Der
Kuhhänge in Wildwest. — Ein schwerer, entbehrungs-
reicher Kampf.

Es gibt wenig, was in Knabenhirnen und in
Männerherzen so sehr die Phantasie erregt und die
Sehnsucht nach einem freien, abenteuerreichen Leben
erweckt, wie auf weiser Kinowand die Vorführungen
der rauen Reiter in ihrer Wildwestromantik.

Da fassen wir irgendwo inmitten des Säuermeeres
der Großstadt in einem dümmlichen Raume. Viel-
leicht wird wir nicht einmal freudigen Sinnes hinein-
gegangen, sondern nur, um die Zeit totzuschlagen.
Wir denken an unsere Geisäfte, arbeiten fieberhaft
mit dem Kopf, sind schlecht gelaunt, da plötzlich er-
leuchtet Musik, und durch das Dunkel blist der Licht-
kegel der Projektionslampe. Weiße, hochgraue Prä-
rien tauchen auf der Weinwand auf, Büschelherden und
Tausende von Pferden, die umherstängeln und mit
schlauergersteten Ohren in die Ferne lauschen.

Das mächtige Colorado-Gebirge erhebt sich, Höhen-
ketten setzen sich, brauende Bergwasser, in den Wä-
len schwebende Raubvögel, Buschland und Horizonte,
die im Abendrot erblühen.

Wir werden wieder fünfsechsjährige. Die Helben
unserer Jugend rufen im Galopp auf uns zu und
laden uns mit leicht geschnittenen Gesichtern an, in
denen Mut und tollste Verwegenheit blitzen. Da acht
es hinter Banditen her, auf langgestreckten, mächtigen
Wahngas, Passen laufen hoch, umkreisen in eleganter
schönen Bogenschnellen. Aus reich verzierten Gü-
rteln reihen merische Fäule in Lederbandbüchen die
Pistolen, aufsteigender Dampf läßt Schiffe ohnen,
man erlebt, wie Männer und Gule taumeln.

Oder Kletterwagnisse schauen wir, empor an rudi-
gen Felsen, Kiste über enge Grate, Sprünge über
schmale Schluchten. Am Ende Preisrennen, Preis-
schießen — der Sieger erhält als einigste Geschenk
einen herrlichen Sandbrud von dem wilden Rädel
aus dem wilden Westen. Natürlich ist sie die Tochter
des reichen Ranchers.

Ah, was für Wolligkeiten bieten sich da dem
richtigen, mutigen Texasjungen!
Wir sind begeistert von der Kleidung dieser Rur-

chen. Wir wünschen uns diese prachtvollen Dirch-
bauholzen, behaun mit breiten Westfellen. Die
wunderbaren Sattel mit den silbernen Reiterporen,
die bunten, bequemen Wollhemden und die funkell
um den Hals geschlungenen Indianerhütchen. Und als
Krone des Ganzen den breitkrempigen, mexikanischen
Sombbrero. Die Arbeit besteht, wie uns die Bilder
beweisen, aus Sport und Spiel, aus Tanz und einem
ewigen Veranlassen. Die Gefahren werden mit Lust
gelacht und mit Leichtigkeit erlitten.

Immer wieder wird man von diesen Bildern hin-
terzissen. Immer wieder schlägt man sich vor den
Kopf und laßt sich mit erstem Vorwurf: Warum bist
du nicht in diesem sagenhaften Lande und auch so ein
frisch-fröhlicher Ausrunder geworden?

Ja, warum? Weil der Beruf eines amerikanischen
Richters einer der schwersten und entbehrungs-
reichsten ist. Weil man dazu in dieser Umgebung ge-
woren sein muß, wenn man auf die Dauer darin auf-
gehen will. Weil man nichts wissen darf von Kultur
und Zivilisation.

Diese mutigen — in den Filmen — immer mit
weißen Zähnen lachenden Geistes sind in der Wirk-
lichkeit nicht die „Reinen Abenteuer“, wie wir sie auf
den Bildern sehen. Die Männer sind harte, rauhe
Gesellen, non fröhlicher Jugend an zu ihrer Tätigkeit
erzogen und ganz und gar darin aufgewachsen. Es
sind die Pferde- und Viehherden der meilenlangen
Ranchen, und ihr Tun ist schwer gelerntes Handwerk.

Das Vieh auf diesen Ranchen treibt sich jahrein,
jahraus auf den weiten Ebenen frey und quer her-
um. Ein strenger Bewachungsdienst hält aus diesem
Grunde die Leute Tag und Nacht abwechselnd in den
Sattel. Wir den Tieren haken, bei Regen und
Sonnenhitze, ganz gleich. Oft schlafen sie nur Run-
denweile. Den Sattel als Kopfstütze, über sich eine
Decke und den Sternenhimmel. Sie leben von frisch
geschlachtetem Fleisch, das sie sich selbst zubereiten,
von Maisbrot und Konferven. Von dem, was in der
Welt der Menschen sucht, erfahren sie fast gar nichts.

Nebst halbe Jahr kommen sie vielleicht einmal in die
kleine kleine Anstehung, die meist aus einem „Store“
— einem Laden für alles — und einer Kneipe be-
steht. Dann natürlich bricht die so lange zurück-

reche unter den Kiefern der Ode und keine wird
mit dem Abend in das Geheimnis einsamer Schäfte.
Und ich bin gut bei der Lampe. Meine Hände
lagen du. Meine Augen sind erkannt. Meine
Stimme ruft noch innen. Ich glaube nicht, daß du
kommen wirst. Wir haben uns ja nie gesehen. Aber
wenn ich dich liebe, mögig wolltest du sehen? Ob
du lebst, meine Geliebte, oder bist tot, was geht es
mich an? Unmöglich ruht mein Gefühl mit dir in
seiner Heimat.

Sie führen auf wochenlangen, strapazenreichen Rei-
sen unbenutzte Transporte zum Verkauf. An einer
bestimmten Stelle erwartet sie eine frische Kolonne,
und so geht es fort, bis die Kiste oder eine große
Stahl erreicht ist. Das geht natürlich nicht ohne die
tollsten Erlebnisse ab. Tiere brechen aus, werden
mit dem Laßo wieder eingefangen. Ueberfälle finden
statt, und verblissene Kämpfe mit den berüchtigten
Pferdedieben gehören zur Tagesordnung. Und mancher
muß da sein Leben lassen. Tiere erkranken und sind
zu heilen. Die einzelnen einer Herde müssen mit
einem Stempel versehen werden, damit die Besitzer
ihre Eigentum von einander erkennen. Das alles ver-
langt selbstverständlich unmaßstabes Versehen des Be-
rutes, genaueste Sorgfalt, eine ante Portion Mut
und blühgescheltes Geistesgegenwart. Ganz besonders
aber den festen Willen zu dem allereinfachsten Dasein!

Darum trifft man höchst selten einen Menschen
unter diesen „Ruh-Abenteurern“, der in den Städten
der Zivilisation geboren und auch dort erzogen ist.
Der ganze weite Westen ist das Gebiet der riesigen
Wicharmen. Besonders bekannt dafür sind die Staa-
ten Texas (Texas ist allein zweifachmal so groß
wie Deutschland), Wyoming, Nord- und Süd-Dakota,
Oklahoma, Colorado und der Norden von Mexiko.

Wir leben, es beschet soeben dem Film-Combo
und dem da brauen in der rauensten Wirklichkeit
ein ganz gewaltiger Unterchied. Der auf der Wein-
wand ist ein Sportkavalier, der sein Handwerk aus
Ehrgeiz und vielleicht auch aus einem künstlerischen
Bestreben heraus betreibt. Der richtige Rühnunge
weil non all den Erlösen, die sein Weibso-Kamerad
einheimst, nichts. Er erfüllt schwer und in harten
Kämpfen nichts als seine Pflicht und ist froh, wenn er
zwei, dreimal in dem Zeitraum eines langen
Jahres die Wanderwelt der Menschen in den Städten
betrachten kann.

Will Kleinmann.

Falsches Spiel

Novellette von Hanns S. Hoelstin.

In einem Zimmer in dem Gartenhaus einer Villa
im Europäerquartier von München sah eine junge Frau
in der Tracht einer Krankenschwester am Fenster und
schaute durch den Spalt der Vorhänge auf die Fassade
des gegenüberliegenden Hauptgebäudes und den brei-
ten Gartenweg.

„Florence!“ rief eine schwache Stimme aus dem
Halbdunkel. Die Frau erhob sich eilig und trat an
das Lager, auf dem ihr Mann seinen Tod erwartete.

„Bist du geschlafen, Fred?“
Der Kranke holte mühsam Atem; dann sagte er
in einfürmigem Tonfall, langsam und trocken: „Nein,
Florence. Ich werde bald lange schlafen können.
Meine Nacht! St. Doktor Townsend da?“

Die Frau schüttelte den Kopf: „Er muß aber jeden
Augenblick wiederkommen.“

Die Kranke begann von neuem: „Wir sind Mann
und Frau gewesen, Florence, aber trotzdem hast du
wenig von mir gewußt. Wir haben nebeneinander ...
Du warst nicht glücklich, Florence.“

„Lach das doch, Fred! Ich habe manche schöne
Stunde mit dir erlebt, dafür werde ich immer dank-
bar sein.“

„Dankbar, ja ...“ murmelte er bitter. „Dank-
barkeit statt Liebe. Aber auch das wäre ja viel zu
viel für mich. Du hast Grund, mich zu hassen, denn
ich habe dich erlitten.“

„Fred ...“

„Befinne dich auf jene Tage und Nächte, in denen
wir nach dem Schiffbruch des Dampfers, der uns nach
China bringen sollte und an dessen Bord wir uns
kennenlernten, im Meer umherirrten, du, ich, Doktor
Townsend und der Matrose, dessen Namen ich ver-
gessen habe. Entfinnst du dich des letzten Tages in
dem kleinen, offenen Boot? Des Mangels an Wasser
und Nahrung? Der erbarungslosen Sonnenhitze? Der
Drohungen des Matrosen, bei dem sich der Bahn-
sinn anmeldete? In jener Nacht vom letzten vom
lebenden Tage, Florence, als du in deinem totent-
ähnlichen Schlaf lagst und ich den Matrosen im
Kudern abgelöst hatte, da machte Dr. Townsend,
nachdem er lange auf das Meer und zu den Sternen
hinausgeschliffen hatte, den Vorhag, sich für uns zu
wachen. Du weist, er hatte sich beim Verlassen des
Schiffes den Daumen gebrochen und konnte nicht
rühren. „Ich bin ein Lauffuß“, sagte er, „und ein
unmüher Elter.“

Ich rede es ihm aus, Florence. Wir waren
gute Kameraden gewesen an Bord. Aber langsam
begann mich die Aussicht doch teuflisch zu loden. Wir
waren Rivalen, ich mußte es aus tausend Aussehen.
Wenn er verschwand, erhöhte sich die Aussicht auf
Rettung für uns, und du würdest hernach mühelos
meine Frau werden. Ich hatte ein mildes Dasein
hinter mir und suchte Frieden und ein neues Leben
bei dir — das ist das Einzige, was mich ein wenig
entschuldigen kann.“

Er hielt inne, müde vom Sprechen, und sah auf
die Frau vor ihm. Aus der weichen Westmaske hat-
ten ihn zwei große Augen in tödlicher Spannung an.
Sie sagte kein Wort, und er fuhr hastig fort:

„Wir haben zuletzt gelacht, gelacht um den Tod. Ich
habe es vorgeschlagen, ich, Florence. Ich war ein
Ehrenmann, haha! Eine Münze haben wir gewor-
fen: Bild war Tod, Karpen Leben. Ich warf zu-
erst: es war Wappen; dann er: Bild. Er sah mich
ernst an — ich habe den Bild nicht verstanden — und
ohne ein Wort zu sprechen, legte er den Schwimm-
gürtel um und verschwand in den Wogen.“

„Fred!“

„Rubia, Florence. Es war eben das Glück ...“
Ich erzähle dir und dem Matrosen am andern
Morgen, daß Townsend in einem Unfall von Wahn-
sinn über Bord geknurnen sei. Wir wurden gerettet;
jeds Wochen später waren wir Mann und Frau und
reisten von neuem nach China. In Hongkong, beim
Umsteigen in einen anderen Dampfer, trat uns ein
Mann entgegen, bei dessen Erscheinung wir an ein
Gesicht glaubten: Townsend! Philistinische Rührer
hatten ihn aufgefischt, seufzte und zum nächsten en-
glichen Konkl gewieken.

Das weitere weißt du: unser Leben hier in der
Randbüchel während dreier Jahre. Ich war dein
Mann, er dein Arbeitskamerad.“

Nach einer neuen Pause der Erklärungsung fuhr er
fort: „Seit einem Jahre habe ich klar gesehen, wie